

Er verschwindet mir hier wie damals, als er im Nebel bei der Kuh stand.
Aber wer weiß, wo seine Leute wohnen! Er hatte wohl überhaupt keinen verwandschaftlichen Anhang. Und ich kann mir auch nicht denken, daß er jemals zum Photographen gegangen ist. Er war sich zu wenig wichtig dazu . . .



Heimat und Humor bei Jean Paul.

Altfränkische Idyllen.

Von Wilhelm Greiner.

I.



er Dichter und die Heimat. Als der größte Sohn des einsamen Fichtelgebirges, der bedeutendste Sänger fränkischer Eigenart, auf dem stillen Gottesacker von Bayreuth neben seinem frühverbliebenen, innig geliebten Sohn die letzte Ruhe gefunden hatte, ward ihm von einem deutschen Dichter in einer berühmten Gedenkrede voll begeisterter Verehrung nachgerufen, daß das Auge des Jahrhunderts sich erst schließen werde, bevor sein leuchtender Stern wieder erscheinen werde. Aber die Zeit werde kommen, da er Allen geboren sei, und da alle ihn beweinen werden. Er stehe ruhig an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts und warte lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme, um die Müden und Hungrigen einzuführen in die Stadt seiner Liebe und unter sein wirtliches Dach!

Die Zeit ist erfüllt. Sein Volk ist ihm noch nicht gerecht geworden. Die reichsten Schätze lautern Goldes liegen noch unausgemünzt in den tiefen Schächten seiner seltsamen Poesie. Wie sehnlich hat der Dichter selbst in seiner innigen, überquellenden Menschenliebe gewünscht, jedes warme, freundliche Herz über die Ströme der Zeiten hinweg zu erfreuen; es düntkt ihm das schönste Glück, daß in seinen Werken seine Stimme weiter reicht als seine Hand, daß seine Liebe

weiter fließen kann, und daß die nachtönenden Gedanken in dem papierenen Laube noch fortwehen, um vielleicht wie andere zerstiebende Träume durch ihr Geflüster und ihren Schatten von manchem fernen Herzen eine schwere Stunde hinwegzuspielen. Als ein vertrauter mitfühlender Freund grüßt er Tod und Grab hinweg jede empfindende Seele, die in den Zaubergräten seiner Phantasie die innersten Wunder ihres eigenen, unbegriffenen Lebens sich ungeahnt enthüllen sieht. Allen möchte er zu herzlicher Erquickung und reinem Troste die lieblichsten Rätsel der Menschenbrust, die blühende Schönheit der Natur und die erhabensten Gedanken des Schöpfers wie einen goldenen Schleier vor den entzückten Augen ausbreiten, und nur dem letzten Mitbruder möge, wenn die Welt versinkt, eine höhere tröstende Hand den letzten Schleier über das einsame Auge legen.

Das Kleine, Schlichte, scheinbar Unbedeutende hat er mit unermüdlicher Liebe aufgesucht und zum lebensfrischen Bilde umgeschaffen; im Unscheinbarsten ruht das Wesen des Unendlichen ebenso eigenartig wie im Größten und Gewaltigsten. Daher folgt er mit gleichem Entzücken dem erhabenen Zuge der Wolken und versenkt sich in den Graswald der goldenen Würmchen, den er sorgsam auseinanderbiegt, um ihren Aufenthalt zu sehen und ihre Brotbüümchen und ihre Lustgärtchen. Er ist ein hoher Priester im Tempel der Natur, dem die zarteste vorüberhuschende Stimmung des rosig verschleierten Abendlichtes so wenig entgeht wie die sprühende Glut des Mittagszaubers, wenn die Strahlengarben des Riesenballes wie blitzende Speere über die Lände fliegen. Und er ist auch der milde, edle Priester aller Reinheit und Keuschheit im Menschenherzen: er hat die ersten Blütenträume aufdämmernder Liebe innig geschildert, er hat die jauchzende Seligkeit der Neuvermählten mit heiliger Glut auflodern lassen, er hat auch die überselige Wehmut greiser Ehegatten im letzten goldenen Abendstrahl gemeinsamen glücklichen Erdenwandels mit röhrendem Laut wie den verwehenden Klang einer Aeolsharfe in uns nachzitern lassen. Nicht in die grauenhaften Abgründe menschlicher Leidenschaften will er hineinleuchten, nicht die entsetzlichen Verwüstungen von Schuld und Schicksal will er vor dem schaudernden Blick entrollen; überall sucht er das Glück und die Freude, auch im ärmsten und schlichtesten Leben, die kleinen sonnenhellen und hoffnungsgrünen Eilande im stürmisichen Ozean der Not und Sorge. Die seligen und geheimen Regungen, die aus dem unverwüstlichen Paradies eines stillen und edeln Herzens auch in den engsten und drückendsten Verhältnissen auftauchen, und die der stillbeglückte Mensch als seinen besten Schatz vor fremder Neugier ängstlich bewahrt, sie zieht er mit unwiderstehlicher Anmut lächelnd und mühelos ins helle Licht seiner Poesie. Die reinen, unverkünstelten und unverdorbenen Seelen sucht er auf; — die prunkenden Paläste der Reichen, den aufgeblasenen Stolz der Vornehmen, die unnatürliche Etikette der Höfe übergießt er dagegen mit der vollen Schale seines besthenden, unfehlbaren Spottes im wilden Gesächter unbändiger dionysisch-genitaler Laune. Zu den Armen und Kleinen, den Unbedeutenden und Niederen, zum schlichten Mann des Volkes, zum blöden Jüngling und der verschämten Jungfrau schleicht er; in den engen Gäßchen der kleinen Städte tritt er in niedere, armselige und

rauchgeschwärzte Stuben zu dem ringenden Geist aus niederem Bürgerstande, malt ihm in genialen Aufschwung ein Elysium hoher Geistesfreiheit an seine Kerkerwand und wird der vertraute Freund seiner kleinen Freuden und seiner endlosen Nöte und Qualen. Am liebsten aber schweift er in schimmernder Abendglut über vergoldete Bergeshöhn ins stille Tal den schlängelnden Fluß entlang zum friedlichen Dorf. Dort kennt er ein jedes Haus und fühlt mit jedem schllichten Herzen, dort ergreifen ihn die jauchzenden Spiele der Kinder zwischen den Maienblumen der Wiese ebenso innig wie das stille Lied der heimkehrenden Bauernmädchen hinter dem schwankenden Heuwagen; und er schaut sinnend nach dem vergrasten Kirchhof dort am Hügel, wo zwischen den vermoosten und überblühten Steinen die Sonne sich noch immer in den bunten, blitzenden Glaskugeln spiegelt. Dann verweilt er ein wenig im einfachen Wirtshaus unter den lärmenden Bauern und lacht mit breiter Behaglichkeit über ihre derben und originellen Späße, bis er ins trauliche Schulhaus hinüberschreitet, wo er an allem innigsten Anteil nimmt: von den Sorgen und Mühen des Schulmeisters bis zu den Pfingst- und Christnachtfreuden seiner Kinder. Seine eigentliche Heimat aber ist drüber hinter der niederen, weißen Mauer und dem kleinen Gärtnchen im apfelschlütenüberdeckten Pfarrhaus. Dort drückt er die Hand des Pfarrherrn, schaut ihm ins treue Freundesauge, liebkost die jubelnden Kinder und macht unter feinsinnigen Gesprächen mit dem verständnisvollen, glücklichen Freund noch einen heiter-schönen Abendgang nach dem Schloß auf sanfter Höhe hinter dem grünen Laubwall uralter Eichen und Birken, wo die feine Schlozherrin ihrer harrt.

Mit einem Wort: die Heimat ist es, die ihn mit tausend Zauberfäden sein ganzes Leben lang gefangen hält, in die er immer wieder zurückkehrt, wenn ihn Wanderlust und Bildungsdrang aus ihr hinausgezogen haben. Es hat wohl kaum einen Dichter in alten und jungen Tagen gegeben, der mit innigerer Liebe und Sehnsucht an der vertrauten Scholle hing; ihm hat aber die Heimat auch blühend und reich all ihre schimmernden Kammern voll köstlicher Schäze eröffnet! Welche tiefe Sehnsucht ergreift ihn, wenn er an müßigen Sonntagnachmittagen als Student durch die flachen, eintönigen Ebenen um Leipzig streift, nach den rauschenden Wäldern, den blumigen Gründen und dem vertrauten Kirchturm seines Heimatdörfleins. Mit einem stillen Lächeln unter Tränen gedenkt er dann all der Mädchen und Burschen, die in die Dienste städtischer Herrschaften, in Paläste und Schlösser vom heimischen Dörflein hinausziehen und an einsamen Sonntagnachmittagen in der Erinnerung einen stillen Grabhügel daheim suchen, worauf sie sich niedersezzen, um sich auszuweinen, bis die Herrschaft von ihrer Lustfahrt wiederkommt. Voll herzlich rührrenden Humors bittet er jede schöne Gräfin und Freiin, wenigstens an Sonntagen bis zum Sonnenuntergang den armen Burschen oder das Mädchen aus dem stolzen Schloße zu entlassen, damit sie die ohne Arbeit erstickende Dummheit ihres Lebens vergessen und sich zurückträumen können in die stillen Sonntagsfreuden ihrer dörflichen Kinderzeit, wo bei schönen Kleidern, scherzenden Eltern, jubelnden Gespielen, Abendbraten, Spaziergängen und grünenden Wiesen die gesellige Freiheit dem frischen Herzen die

Welt entzückend ausschmückte. Die Heimat hatte ihm keine goldenen Früchte äuheren Glückes und Wohlstandes in den Schoß geworfen, im Gegenteil: — nach dem frühen Tode des Vaters war er in schwerste, niederdrückende Not geraten und hatte in dem dürtigen, düsteren Stüblein mit der emsigen Mutter und den Brüdern oft Hunger gelitten, ja die Verzweiflung über die trostlose Lage der Familie hatte einen geliebten Bruder in hoffnungsvoller Jugend in die Wellen der Saale getrieben; — und doch: er kennt nur einen Unglücklichen und Armen auf der Erde; das ist der Sohn reicher und vornehmer Eltern, der nicht in dem alten Stammlande seiner Väter geboren wird und seine Kinderzeit und Jugend zwischen wechselnden Reisestationen, in Gasthöfen und Postwagen, unter Bedienten und Weltbummlern verleben muß. Auch als er nicht mehr der arme Student ist, der beständig von wütenden Gläubigern, Haus- und Speisewirten bedrängt, bei den Gebildeten wegen seines ungebändigten Naturburschentums verachtet wird und schlieflich vor allen Bedrägnissen verkleidet fliehen muß: — als er zum zweiten Mal berühmt und gefeiert einzieht, — auch da noch träumt er sich in einer Reihe „poetischer Episteln“ zurück in die verlassene Heimat und findet den einzigen Reiz der Leipziger Messe darin, daß man nachts die Savoyardenorgeln in den stilleren Straßen tönen höre, die das wehmüttig-süße Lied von der Heimatssehnsucht durch die wilden Scharen der weinseligen Fremden in der leichtlebigen Messstadt tragen. Alle ihm entrückten Reize der fränkischen Heimat trägt er hier zusammen auf das idyllische Landgut Mittelspitz, in dessen beglückenden Besitz er sich mit einem guten, schlichten Weibe und sieben frohen Kindern hineinträumt, um sich über die verwirrende Menge gleichgültiger Menschen, die dumpfen Gassen der Großstadt und die öde Flachheit der Gegend zu erheben. Wie wunderbar zart enhüllt sich seinem Dichterherzen der ganze stille Zauber der Landschaft. „Wir (der Dichter und die Geliebte) gehen an einem durchs ganze Tal hinauf redenden Bach und treten bald in den Schatten, bald in den Glanz und gehen durch vergoldete, in den Lüften streitende Heere, durch fliegende Lieder und durch schweifende Freudenrufe und Lockungen. An der schönsten Stelle, wo der Bach sich selber einen runden, stillen, glatten Hafen baut, muß sie ausruhen; wir können auch sitzend leichter ein Wort reden und uns ansehen. Wie uns die Welt so freundlich und friedlich mit einem Ringeltanz freudiger Kinder umgibt! — O, wie glänzt die Welt vor dem feuchten Auge! Der Wind spielt mit dem Grase, und es glänzt unter dem Aufrichten, — der Schatten einer hellen Wolke ruht neben einer Blume fest und rückt nicht, und der Käfer voll Blumenstaub trägt wie in einer Entzückung die Flügel wie aufgebundenes Haar weit außer den Flügeldecken, und das durchsichtige hellgrüne Räuplein hängt wiegend in der Schaufel seines Fadens nieder, — und auf dem belaubten Fußsteig am Berg Rücken wandeln geschmückte Menschen zu den Freunden und Freuden des Festes, — und oben auf dem waldigen Gipfel des langen Berges ruht lächelnd die Sonne und schaut in ihren Frühling hinein.“ — Plötzlich läßt der Dichter dann die Kulisse fallen, — er ist daheim in dem lieblichen Hofeck auf sanftem, belaubtem Hügel vor der Stadt seiner Jünglingsjahre; um ihn sind alle

geliebten Freunde, die Sonne zerrinnt „zwischen den weiten Stämmen auf den Bergblumen, die springenden Fische werfen aus dem bestrahlten Bach goldene Wellen empor, und an den Fenstern unserer Heimat leuchtet der verglimmende Abend.“ — Als er dann am Schluße der Episteln schildert, wie er von Leipzig aufbricht, um in die Arme des geliebten Wieland nach Weimar zu eilen, da ergreift ihn bei Weizzenfels der Anblick der Saale nach langer Zeit mit innigster Rührung, denn ihre Wellen kommen aus dem Lande aller seiner Lieben, vom lieblichen Heimatdorfe her und vom vertrauten Hof. „Ich ruhe jetzt in schöner dankbarer Erinnerung an eine Familie voll elterlicher und kindlicher Liebe (die seine!) am romantisch bewachsenen Ufer der Saale und blicke in den vertrauten Strom, an welchem ich aufwuchs, und worin das träumende Kind oft seinem schwimmenden Lächeln lange nachgesehen, und den ich nach so langer Zeit hier in der Ferne wiederfinde. O, wie linde und weich laufen deine lieben Wellen vorüber, die ja alle vor meinen Geliebten in Hof vorbeigezogen sind! Sehnfützig und bekannt schau ich jeder daherflatternden Welle entgegen und folge dann lange dem fliehenden Wasserringe nach und möchte die liebe Flut trinken und sie auf meine Brust fühlend sprengen. — Mögt ihr nur, liebe Wellen, lächelnde Gestalten und rote Abende nachgespiegelt haben und den breiten Glanz der Mondesnacht, und keine Träne soll mit euch geslossen kommen.“ —

Diese tiefe, unwandelbare Heimatliebe bringt es mit sich, daß die gesamte Poesie des Dichters so bodenständig und wurzelecht geworden ist, wie bei keinem seiner weltberühmten, klassischen Zeitgenossen, wie bei wenigen von denen, die nach ihm kamen. Die großen Geister von Weimar flüchteten bewußt aus den engen Grenzen des deutschen Vaterlandes ins sonnenhelle Griechenland, in den weichen, duftenden Orient, in die weiten Hallen der Geschichte, die Romantik des Mittelalters und auf die Höhe eines heimatfremden Weltbürgertums! Sie hielten es für nötig, bei dem Ausbau ihrer gesamten Bildung alles Provinzielle, Bodenständige, Heimische abzustreichen, um sich nicht im Kleinen zu verlieren; den Boden deutscher Stammeseigenart zu bearbeiten, überließen sie den schwachen und armeligen Geistern. Wie anders Jean Paul! Fast nie trennt er sich von der geliebten Scholle des kleinen fränkischen Landes, nur einmal wagt er den genialen Flug ins Land der Sehnsucht aller Deutschen, ins niegesehene Italien, begeistert von Anna Amalias glutvollen Schilderungen.

Da ist es denn ein eigenartiges Glück, daß uns diese Stätte seiner Kinderjahre, an der er vom dritten bis dreizehnten Lebensjahr lebte, ein welentrücktes, geschichtsloses, tiefverstecktes Dörflein bis auf den heutigen Tag so unberührt und altfränkisch-seltsam, so traurlich und verträumt erhalten geblieben ist, als wäre der sinnige Knabe Jean Paul soeben erst aus dem friedlichen Pfarrhause hinterm duftenden Flieder jubelnd hinausgewandert in den Glanz der strahlenden Maienwelt. Kein schöneres Denkmal hätte der genialste Künstler dem zarten Kündeholdseligen Kinderglücks schaffen können, als dieses vergessene Dorf dargestellt, dessen idyllische Lieblichkeit die Phantasie eines Novellisten nicht zu überbieten vermag. Wer aber durch seine Häuschen und Gärlein gewandert, dem geht es

wie jenem Wanderer, der in eine dämmernde Kapelle mit gemalten Fenstern tritt; — ihm leuchten auf einmal die wunderlichen Gestalten Jean Paul'scher Kunst wie von innerem Feuer durchglüht, lebensvoll und innig ergreifend entgegen!

Von dem romantischen Städtlein Hirschberg an der Saale, das sich lieblich an den Hang eines bewaldeten Hügels mit einem weißen Schloß und selten schönem Naturpark anlehnt und von der Saale in sanft geschweiftem Bogen umschlungen wird, führt der Weg den Wanderer durch eine schattende Allee mächtiger, uralter Birken hinauf auf die luftige, freie Bergkuppe der Tuchhöh. Dort eröffnet sich eine herrliche Aussicht. Zur Linken blauen in duftiger Ferne die schöngeschweiften, massigen und hohen Stöcke des Fichtelgebirges herüber, zur Rechten dehnt sich in sanfteren Linien der zartüberhauchte Wellenrücken des Frankenwaldes aus. Im Vordergrunde aber schweift das Auge weithin über liebliche, weitgeschwungene Hügel, zumeist von üppigem Grün, blumigen Wiesen und den bunten Schachbrettern der Äcker und Felder bedeckt; überall aber sind über die Landschaft ganz kleine dichte Gehölze von Tannen, Buchen und Birken verstreut, die wie frische Blumensträuße von einem guten Genius ins Land geworfen scheinen. Dazwischen grünen allenthalben traulich ins Grün versteckte Dörflein mit ihren spitzen Kirchtürmen oder Einzelgehöfte mit leuchtend weißen Wänden und bemoosten Dächern, von den Blüten des Mai verschwenderisch überdeckt. Weiße Straßen, wohl gepflegt wie Alleen, schlängeln sich um alle Höhen und tauchen sanft hinunter in tief eingescchnittene grünende Schluchten. Und das ist das Reizvollste an der ganzen reichen Landschaft: Geheimnisvoll und völlig abgeschlossen sind eine Anzahl tief versenkter, überblühter Gründe eingefaltet, in denen frische Bächlein zur Saale eilen und weltverlorene Dörfer seltsam gebettet sind, vom überraschten Wanderer oft erst bemerkt, wenn er unmittelbar vor ihren altersgrauen Häuslein steht. Sanft senkt sich der Weg hinunter in den grünen Grund und gewährt noch lange die reizvollsten Blicke auf die wechselnde Gegend; an umlaubten Dörfern und Gehöften geht's vorbei, am dunkelnden, kühlenden Waldrand und an schimmernden Persenschnüren blühender Obstbäume. Am Wege sitzt ein flachhaariges Bauernkind zwischen einer Herde junger gelber Gänselein und lächelt über ein aufgeschlagenes Märchenbuch herüber, in den Äckern herrscht emsiges Treiben mit Egge und Pflug, ein Bächlein springt von der Höhe herunter durch blumige Wiesen. Schon ist die Talsohle fast erreicht. Hochstämmige Weiden umkränzen jetzt den Weg, ein dünn bestandenes Tannenwäldchen erscheint zur Rechten, von hellbelaubten Birken schön durchbrochen, granitene Felsstücke liegen in malerischer Unordnung umher, — schon schimmert der stille, geschlängelte Lauf der Saale aus Blumen und Grün ganz nahe heraus, — da biegt die Straße scharf rechts ein: — vor uns liegt Joditz! Wie mit einem Zaubererschlage steht es plötzlich da, nur die Saale trennt uns noch von seinen Häusern; hinter dem Dorf steigt die Höhe schroff wieder empor, um den stattlichen Kirchturm drängen sich die schmucken, schiefergedeckten Gehöfte, aber soviel Platz ist für das Kleinstfe noch da, daß ein jedes einzelne von einem üppig grünenden Garten traulich umgeben ist. Die Saale wird von einem breiten rauschenden Wehr aufgehalten und bildet liebliche

kleine Buchten, von schnatterndem Gesflügel belebt, kleine grüne Inselchen tauchen aus der Flut hervor, und eine trauliche Mühle grüßt in Gärten und Bienenhäusern vom andern Ufer herüber. Wir wandeln über eine zierliche Brücke, senden noch einen Blick rückwärts auf die steile Berglehne mit schroffen Felsenklippen und treten in die breite Dorfstraße mit hohen Kastanien, — da sind wir auch schon an dem stillen, kleinen Pfarrhaus, wo unser Dichter die elf seligen, nimmer wiederkehrenden Kinderjahre verlebte. Hier war die eigentliche Welt seiner schönsten Phantasien, hier strömte ihm der reichste Quell seiner Poesie. Wir kennen es genau aus seiner eigenen bis ins Einzelste gehenden Beschreibung und aus den vielen Stellen seiner Werke, wo es zum Vorbild gedient hat, — und wir sehen voll Freude und Staunen: nichts hat sich bis auf den heutigen Tag daran geändert; noch ist es von einer niederen weißen Mauer umgeben, über die sich blühender Flieder rankt; ein kleines Gärtlein schließt es vor der schlichten Front des zweistöckigen Hauses ein, auf dessen Dach vier Erker traurlich grühen; zwei niedere Tore führen in den kleinen Hof, auf dem die Pfarrersfamilie sich zur Besperzeit plaudernd eingefunden hat; neben dem Haus duckt sich die niedere Holzlege im Winkel der Mauer, und ihr gegenüber erhebt sich die stattlichere Scheune. Hinter dem ganzen Bezirk aber springt der muntere Bach, der durch das ganze Dorf indurch in die Saale plätschert und einstmals die Joditzer säuberlich zu seiner Rechten und Linken in Untertanen des Landesfürsten und des adeligen Schloßherrn teilte. Gleich vor dem Pfarrhause steht das hübsche Kirchlein, das dem jungen Dichter so innig vertraut war wie das Vaterhaus selbst. Das kleine Schulhaus lehnt sich traurlich in dem schmalen Raum zwischen Bach und Kirche an das Gotteshaus an. Bei aller Schlichtheit zeigt die niedere Kirchentüre doch schön geschnitzten barocken Guirlandenschmuck, darüber thront ein uraltes steinernes Wappen, und ein schön gemaltes Fenster zeugt von kirchlichem, opferfreudigem Sinn. Drüben über der Straße winkt auch schon das alte einfache Gasthaus, wo so manches lustige Stücklein aus des Dichters Werken spielt, und eine männlich harte alte Wirtin bedient drin resolut die lauten Gäste. Zwischen den blühenden Gärten hindurch geht's an den Häusern vorbei, die bisweilen schönes altfränkisches Fachwerk zeigen, alle aber in den Fenstern geziert sind mit freundlichen Blumenstöcken, Gelbveiglein, Christusauge, Goldlack und Myrthe. Überall zwischen den überblühten Apfel- und Birnbäumen auch die duftige Birke, die einstmals zu des Dichters Zeiten den grünenden Weihnachtsbaum abgeben mußte. Zwischen belebten Hecken geht's auf schmalen Steigen zu entlegenen Häusern, und sanft an den Hügel lehnt sich hinter dem Dorf der alte, friedliche Gottesacker. Auf ganz vergraftem und ausgetretenem Steinpfade steigt ein altersgebücktes Bauernweiblein mit einer rosigen jungen Dirne hinauf, oben aber leuchten zwischen den vermoosten, ungeordneten Gräbern und den wildwachsenden Blumen und Blüten die funkelnenden Glaskugeln auf bunten Stäben in der Abendsonne. In tiefer Rührung halten wir noch einen stillen Abendgang durch blühende Hecken in den stillen Erlengrund, der sich vom plaudernden Bache durchheilt, nach dem Nachbardörlein Lamitz hinzieht; und wenn wir von sanfter Höhe aus im

goldenem Abendschein das tiefversteckte Dörflein zu unsern Füßen sehen, dann ziehen mit wunderbar weichem Klang wie Aeolsharfentöne die lieblichen Worte durch unsere Seele, mit denen Jean Paul bei der Schilderung seiner Kinderzeit von diesem idyllischen Paradiese Abschied nimmt, das seine unvergessene Heimat war und von einem besonderen Engel behütet blieb bis auf den heutigen Tag: „Liebes Dörflein! Du bleibst mir teuer und wert! Zwei kleine Schwestern ließ ich in deinem Boden. Mein zufriedener Vater hat auf ihm seine schönsten Sonntage gefunden, und unter dem Morgenrote meines Lebens sah ich deine Fluren stehn und glänzen. War sind deine mir wohl bekannten Bewohner, denen ich danken will, längst fortgegangen wie mein Vater, aber ihren unbekannten Kindern und Enkeln wünscht mein Herz, es gehe ihnen wohl, und jede Schlacht ziehe weit vor ihnen vorbei!“ —

Welchem Dorf unter den Tausenden in Deutschlands Gauen ist solch' ein Segen aus so getreuem Munde gesprochen worden? Möge seine wundersame Kraft wie bis heute noch fortwirken in die kommenden Jahrhunderte!

In diesem Dorfe hat sich der Hauss- und Winkel Sinn des Dichters entwickelt, der in so vielen seiner Werke eine klassische Ausgestaltung erfahren hat, und er bezeugt es selbst, daß er noch als Mann voll Sehnsucht innig glücklich ist, wenn er „ein nettes, niedliches Schieferhäuschen sieht von zwei Stockwerken mit Blumen vor den Fenstern und einem Hausgärtchen, das man nur vom Fenster aus besprengt“. Er meint, daß alles Menschenwerk, je mehr es vergrößert wird, nur seine Kleinheit und Armseligkeit umso mehr erkennen läßt; darum ist ihm das Bescheidenste das Liebste. Aber im Gegensatz dazu steht ihm die Natur, die nicht ausgedehnt genug sein kann. Diese Erkenntnis verdankt er auch dem Heimatdorfe, denn hier wehte ihm von all den weiten grünen Höhen der Odem des Allmächtigen wunderbar entgegen, der Blick öffnete sich für die unzähligen Wunder, die sein Schaffen und Wirken mit jedem jungen, rosigem Morgen neu offenbaren, und die tiefe Sehnsucht entstand, hinauszuwandern in die prangende Welt, — nicht in die dumpfen Gassen oder glänzenden Paläste der großen Städte, sondern in die erhabenen, wundersamen Tempelhallen der Natur.

Welches Glück, wenn er mit dem Vater über Land wandern kann zu befreundeten Pfarrerfamilien in benachbarten Dörfern, wenn dem emsig fragenden Knaben von einem so gütigen Lehrer die ersten Offenbarungen aus dem zauberhaften Reiche des Frühlingslebens übermittelt werden, in dem die schaffenden Geister geheimnisvoll auf und nieder steigen! Wie belebten sich alle Sinne im überseligen Genießen, wenn es gar im Sonntagsstaat nach Bettwitz hinüberging zu der hochgeborenen Patronatsherrin, der Frau von Plotho, deren Gatte Friedrichs des Großen temperamentvoller, berühmter Gesandter am hochwohlöblichen Reichstag zu Regensburg war. Herrlich und wundersam kam ihm alles in diesem dörflichen Versailles vor, und er wankte, erdrückt und hoch erhoben von all dem Glück, in den hohen Laubengängen und Baumstalanten des Parkes herum und an den glitzernden Springbrunnen vorbei, bis ihn das kindliche Vergnügen des Stechvogelschießens und ein vom Schloß gesandter Obstkuchen wieder auf den

Boden der Wirklichkeit stellten. Heute noch weist das einfache Schlößchen in seinem schlichten Park eine reizvolle Idylle auf: eine kleine Insel mit riesenhaften, uralten Laubbäumen bedeckt, von einem schilfreichen Uferrande umzogen und von schnatterndem Geflügel belebt, das in zierlichen, kleinen Häuslein seine Brut- und Ruhestätten findet.

Wie glücklich war er auch, wenn er den zweistündigen Weg hinüber nach Hof zu den Großeltern wandern und aus dem großväterlichen Kaufladen auf Bitten der Mutter ein unentgeltliches Proviantsschiff heim in's arme Pfarrhaus tragen durfte, wo Schmalhans Küchenmeister war. Aus dem reizenden Talgrunde des Heimatdörfleins gings über freie Höhen, an stillen Weilern vorbei, dann in einen kühlenden, duftigen Wald, von einem klaren Bächlein durchseilt, über weite Felder und Wiesen, bis das Bild der ansehnlichen Stadt, die sich mit ihren Gärten und Mauern, Kirchen und verknüpften Türmen majestätisch an der schlängelnden Saale erhob, ihn mit kindlicher Ehrfurcht erfüllte. Tief und dauernd waren die überwältigenden Natureindrücke, die der einsam wandernde Knabe auf diesen Gängen empfing. Voll drängender, ungeahnter, gegenstandsloser Sehnsucht ergriff ihn der geheimnisvolle Dämon des All, der mit berückender und gespenstischer Gewalt zugleich an jeden empfindenden Menschen herantritt, wenn die Stunde gekommen ist, wo ihn die magischen Schleier der im Innersten wirkenden Naturgewalt zum ersten Male überwöhnen. Es steht einzig da, daß unser Dichter sich dieser Stunde noch als Greis mit sonnenheller Klarheit erinnert. Er schreibt, daß er sich „eines Sommertags erinnert, wo ihn, da er auf der Rückkehr von Hof gegen zwei Uhr die sonnigen, beglänzten Bergabhänge und die ziehenden Wogen auf den Ährenfeldern und die Lauffschatten der Wolken überschaute, ein noch unerlebtes, gegenstandsloses Sehnen überfiel, das aus mehr Pein und wenig Lust gemischt und ein Wünschen ohne Erinnern war. Ach, es war der ganze Mensch, der sich nach den himmlischen Gütern des Lebens sehnte, die noch unbezeichnet und farblos im tiefen, weiten Dunkel des Herzens lagen und sich unter den einfallenden Sonnenstrahlen erleuchteten. Es gibt eine Zeit der Sehnsucht, wo ihr Gegenstand noch keinen Namen trägt und nur sich selber zu nennen vermag. Auch noch später hat weniger der Mondchein, dessen Silberseen das Herz nur sanft in sich zerlassen und so aufgelöst ins Unendliche treiben und führen, als auf einer weiten Gegend der Nachmittagschein der Sonne diese Macht einer peinlich sich ausdehnenden Sehnsucht.“

Vielleicht ist in dieser heilig ergreifenden Stunde, die ihm selbst sein Leben lang ebenso klar als rätselvoll tief in der Erinnerung geblieben ist, die innere Geburt des Dichters gerade in seiner persönlichsten Eigenart erfolgt. Denn Sehnsucht ist das Leitmotiv seines ganzen Lebens und Dichtens geblieben, und zwar jene besonders geartete Sehnsucht, die voll tiefer Andacht und wandeloser Treue in das heimlich vertraute Sonderwesen der Heimat eindringt, um aber in seinem innersten, behaglichen Winkel sich wieder aufzuschwingen zum wundersamsten Weltleben, um aller Menschen tiefes Fühlen und innerstes Wirken in der verborgenen Falte des eigenen Herzens zu belauschen; — jene Sehnsucht,

die in der Natur mit seliger Wonne und religiöser Ehrfurcht in die kleinen Wohnungen und grünen Fruchtwälder der Käfer und Schmetterlinge hinabtaucht, um das unendliche Bild des All im lieblichsten Spiegel aufzufangen. Wenn er selbst meint, daß diese Sehnsucht auch Schmerz und Pein enthält, so ist dies doch nur der Ausdruck für das Gefühl der Spannung, das in unklaren, triebverwirrten Jugendjahren immer mit dieser Empfindung verbunden ist. Ihre tiefste Wurzel hat diese wundersame Sehnsucht doch in einem unbeschreiblichen Glück, es ist nicht das ewig unbefriedigte Sehnen eines leidenschaftgepeitschten, ruhelosen Geistes, sondern das gerade Gegenteil: der stille, beseligende Zug eines harmonischen Herzens nach den tiefsten Gütern alles Lebens; sie brennt nicht wild und flackernd, sondern schimmert wie ein mildes, wärmendes Licht und trägt ihre Befriedigung schon in sich selbst. Sie gibt die goldenen Schlüssel zu tausend tiefverborgenen Schatzkammern des eigenen Herzens, die voll herrlicher Schätze wie die schimmernden Zauberhöhlen des Märchens uns innig beglückend entgegenleuchten. Aus ihrer Tiefe brechen geheimnisvoll die reinen Strahlen jenes Lichtes hervor, das alle Bewegungen und Empfindungen des Herzens in ihrer höchsten Läuterung und harmonischen Klarheit in sich vereinigt, — des Humors, der keine Gabe des Geistes, sondern des Herzens ist. Wenn aber einem Dichter diese Herzengabe verliehen ist, dann strahlt sie nicht nur in seinem Leben mit beglückender Wärme auf alle Menschen aus, die mit ihm in Berührung kommen, sondern sie ist auch die rechte Zentralsonne seines Geistes und bringt den innersten Organismus seines Kunstwerkes hervor; dann schimmert sie tausendfältig durch alle Begebenheiten und Gestalten, Gedanken und Empfindungen seiner Poesie, dann erzeugt sie die größte innere Einheit seiner Werke, — dann wird sie als Kunstform zur Idylle. So ruht auf dem zarten, warmen Grunde dieser heimatselichen und doch weltumfassenden Sehnsucht das innerste Wesen des größten Idyllendichters oberdeutschen Stammes, zu dem aus niederdeutschem Lande die kraftvolle, liebenswürdige Gestalt Fritz Reuters geistessverwandt herübergrüßt. Jean Paul selbst nennt einmal „das Wort „Idylle“ die rechte Bezeichnung für alle meine Historien. Die Historie meines eigenen Lebens führe ich in mir selber idyllenhaft.“

Neben der Dorfpoesie von Joditz hat auf den Dichter noch eine andere Gegend des Frankenlandes tief gewirkt: die alte Heimstätte seiner Väter, das Fichtelgebirge mit seinen einsamen Wäldern und felsenhartem Bergeshöhnen! Oft leuchtet die urwüchsige Kraft seiner Bewohner und die tannenumrauschte Romantik seiner einsamen Gründe hervor aus den Werken des Dichters, — voll treuer Anhänglichkeit preist er sich selbst glücklich, in dem kleinen, aber guten, lichten Städtlein Wunsiedel geboren zu sein „am langen, hohen Gebirge, dessen Gipfel wie Adlershäupter zu uns niedersehn“; wiedersehen hat er freilich die liebe Stadt mit ihrem grünen Bergthron nur selten!

In zauberhafter und geheimnisvoll verschleieter Ferne hat er das Fichtelgebirge vor sich liegen sehen, wenn er auf die sanften Hügel von Joditz hinaufstieg; ruhig und vertraut sah er es in den langen Jahren in Hof bis ins Mannesalter

hinein am Horizont sich dehnen, glückverheißend und schon näher gerückt stand es in Schwarzenbach an der Saale in guten und bösen Tagen vor seinen Augen und über dem frühen Grabe des geliebten Vaters! Wie viel mögen die guten Eltern dem aufhorchenden, phantasievollen Knaben erzählt haben von den Schicksalen und Lebensläufen der Voreltern in diesen Bergen, von den Sitten und Gebräuchen, von der Not und den Festen der Bewohner, von dem unerforschten Reichtum seiner tiefen Felsenschlüchte, in denen die Kobolde und Bergmännlein goldschimmernde Höhlen bewohnen, in die die zauberfundigen Venetianer mit Erdspiegel und Wünschelrute eingedrungen sind, von den wundersamen Sagen, deren Gestalten im wogenden Nebel um die wilden Höhen geistern, von den wüsten Rittern, die einst von den zerklüfteten Bergschlössern zu Mord und Raub in die Täler fuhren. So schlingt sich von den Tagen der Kindheit ein seltsamer, märchenhaft schimmernder Geisterreigen um diese fernen, blauen Höhen; und der gestaltende Geist des Dichters kann in dieser wundersamen Welt sich verlieren, wie der Wanderer in dem merkwürdigen Felsenlabyrinth der seltsamen Luisenburg über den heimischen Fluren Wunsiedels. Die Zauber der Heimat eröffneten sich hier der Phantasie des Dichters von einer neuen reichen Seite, und die wenigen Wanderzüge des gereiften Mannes haben kaum die innigen und starken Wirkungen noch verstärken können, die von diesen Bergen schon hinübergeflossen waren in die phantastisch lebendigen Träume des Kindes. Zum dauernden Wohnsitz suchte er sich seit seinen gereiften Mannesjahren eine Stadt aus, von der aus ihm die fernen, blauen Ketten des Heimatgebirges immer sichtbar blieben und wie zwischen Erd- und Himmelsgrenze gelegen ihm als schönere Welt herüberschimmerten. Ja, noch mehr: das kleine Haus, wo der Dichter die letzten zwanzig Jahre seines Lebens unermüdlich schaffte und wirkte, war so gelegen, daß er diese Aussicht in ganz eigenartiger Weise stets genießen konnte. Jeden Morgen wanderte er mit seinem Dachsranzen voll Bücher und mit seinem Hündlein durch die herrliche Allee vor Bayreuth hinaus nach der kleinen Wirtschaft der originellen Frau Rollwenzel, fand dort sein eigenes Stüblein stets gerüstet und genoß die trefflichste Verpflegung. Vor den Fenstern breitete sich eine liebliche Gegend aus, ein weitgeschlungener Talgrund mit waldigen Höhen zu beiden Seiten, lauschig ins Grün versteckten Dörfern und Einzelgehöften, blumigen Wiesen und kleinen Gehölzen; — fern aber, scharf und klar vom Horizonte abgehoben schaut im duftigen Blau ein seltsam gestalteter, glockenförmiger Berg herüber, — es ist der „Rauhe Kulm“, einer der höchsten und eigenartigsten Berge des Fichtelgebirges. Für Jean Paul aber hatte er noch seine ganz besondere, persönliche Bedeutung: an diesem unwirtlichen Felsenberge hatte sein Großvater fünfunddreißig Jahre lang als Lehrer, Kantor und Organist mit 150 Gulden Gehalt und einer reichen Kinderschar am Hungertuch genagt, treu gewirkt und fromm gebetet. An jenem fernen, blauen Berge zeigten die Bewohner von Neustadt am Kulm noch in dankbarer Erinnerung dem Enkel eine kleine Höhle, die sich der Großvater selbst geschaukelt hatte, um darin zu beten. Seine Not und seine Frömmigkeit nahmen erst ein Ende, als er im siebenundsechzigsten Jahre eine bessere Stelle

bekam, — nämlich im Neustädter Gottesacker. Kurz bevor er aber die Augen schloß, waren des Dichters Eltern mit dem fünf Monate alten Kind zu ihm gereist, ein Geistlicher hatte ihnen gesagt: „Lasset doch den alten Jakob die Hand auf das Kind legen, damit er es segne.“ Da hob der sterbende Mann mit letzter Kraft die zitternde Hand auf das Haupt des rosigen Knäbleins zum Segen. Oft hat ihm der Vater diesen Vorgang erzählt, immer hat er dem Dichter als rührendes Symbol vor Augen gestanden, und noch als Greis ruft er aus: „Frommer Großvater! Oft habe ich an deine im Erkälten segnende Hand gedacht, wenn mich das Schicksal aus dunklen Stunden in hellere führte, und ich darf schon den Glauben an deinen Segen festhalten in dieser von Wundern und Geistern durchdrungenen, regierten und beselten Welt!“ Mit welchen Gefühlen und Gedanken mag der schaffende Dichter in der traurlichen Rollwenzeli oft von der Arbeit aufgeschaut und sinnend die Blicke haben hinüberschweifen lassen nach dem blauenden Berge dort in der Ferne!

(Fortsetzung folgt.)



Das Lied vom Hindenburg.

Von Heinrich Kühlein in Würzburg.

Nach der Melodie: „Stimmt an mit hellem, hohem Klang!“

Stimmt an das Lied vom Hindenburg,
Dem starken deutschen Recken!
Der braust wie Blücher: vorwärts! durch!
Den Feind packt Graus und Schrecken!

Mit Tannenberg brach an Dein Glanz,
Du Held, voll Ruhm und Ehren,
Dort mußtest Du in blut'gem Tanz
Dem Ruf erst Mores lehren.

Der schuf der Ostmark bitt'res Weh,
Töt' Weib und Kind nicht schonen —
Du stiehest ihn in Sumpf und See:
Kosaken, Ross, Kanonen.

Und als der Ruf zum andern Mal
Uns wollte an den Kragen,
Dem Hindenburg macht's keine Qual:
Mußt ihn halt wiedrum schlagen.

Bei Lodz aus düst'rer Wetterwolf
Traf ihn das Sturmgenittter.
Wie fuhr Dein Blitz ins Knutenvolk,
Wie floh'n die Moskowiter!

Drum weil Du wie der Blücher durch
Und vorwärts uns tuft reissen,
So lasz Dich, Vater Hindenburg,
Auch „Marshall Vorwärts“ heißen!
Alle Rechte vorbehalten!